



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vom guten Geschmack und vom gesunden Menschenverstand

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

So kann man ein großer Biologe sein, ohne vom Recht und von der Volkswirtschaft etwas zu verstehen, und so hat sich denn der Übersetzer dieser drei Essays eine recht überflüssige Mühe gemacht. Auf die übrigen vier, die wirklich wertvolle Gedanken enthalten, kommen wir vielleicht bei einer andern Gelegenheit zurück.



## Vom guten Geschmack und vom gesunden Menschenverstand



In der von Kapitän Lemuel Gulliver entdeckten und von Seiner Ehrwürden dem Dechanten Jonathan Swift zuerst beschriebenen gelehrten Landschaft Laputa lebte in neuern Zeiten ein weiser Meister, einer von denen, die uns täglich den innern Sinn befreien, während ihnen selbst „erträglich der Leib gedeiht,“ und zu dessen Lehrstuhl die Jünger von nah und fern strömten. Der Meister lehrte vor allen Dingen eine Wissenschaft, die er die „Analytis der unendlichen Perfektibilität“ nannte, und in der er den klaren Beweis führte, daß nicht nur alles Menschliche in einem fortwährenden Fortschritt begriffen sei, sondern auch die steigende Vergeistigung des Menschen nach und nach eine gute Zahl grober und roher Glieder und Werkzeuge des Menschenleibs vollständig entbehrlich machen würde. Und da es gewiß sei, daß der Zukunftsmensch den Weltraum im Fluge durchschneiden, keiner Beine bedürfen werde, da bei der künftigen Ernährung durch wunderbare Elixire und kostbare Tropfen die Zähne, die ohnehin eine fatale Erinnerung an die Verwandtschaft mit dem Affen und dem Raubtier sind, für überflüssig gelten würden, da es nicht ausgeschlossen sei, daß sich der Mensch der Unsterblichkeit um so viel nähere, als er unbrauchbare Leiblichkeit los werden könne, so eröffneten sich für das kommende Jahrhundert gleichsam neue Himmel. Diese Verheißungen vernahmen die Schüler mit immer wachsendem Wohlgefallen, sie sahen von der Höhe ihres Selbstbewußtseins verächtlich auf die Zweifler herab, lächelten täglich geheimnisvoller, behielten aber hübsch ihre Beine wie ihre Zähne. Nur einer von ihnen, ein enthusiastischer Bursche, wurde von dem Gefühl überwältigt, daß zur Verwirklichung so idealer Zukunftsaussichten einmal ein Anfang gemacht werden mußte, ging hin, ließ sich die Beine amputiren und die Zähne sanft ausziehen. Als er nach langem Krankenlager mit schönpolirten Stelzfüßen und einem perlmutterglänzenden Gebiß vor dem Meister und seinen Gefellen wieder

erschien, empfing ihn schallendes Hohngelächter, bitterer Tadel und bedauerndes Achselzucken. Als er sich aber auf des Meisters Lehren berief und entrüstet erklärte, daß immer und überall einer mit dem großen Neuen vorangehen müsse, daß er für seine Kühnheit Lob und nicht Spott erwartet habe, sagte der Meister: Weißt du nicht, du Tropf, daß der Kluge die Probe auf seine Behauptungen immer andern zuschiebt und den Erfolg abwartet? Und begreiffst du nicht, daß alle bindende und lösende Kraft der Welt nur in Worten liegt? Der Mensch wird in Zukunft keiner Beine und Zähne bedürfen, gewiß und wahrhaftig, denn wir werden die Dinger, auf denen er steht, und die Knochen, mit denen er kaut, anders benennen.

Wie der Schüler nach dieser Offenbarung die Weisheit von Laputa angesehen hat, ist uns leider nicht mit überliefert. Aber an die Geschichte erinnert uns jeder Tag, und je öfter, leidenschaftlicher und bestimmter wir in den Kunstkämpfen der Gegenwart die Versicherung vernehmen, daß der sogenannte gute Geschmack und der gesunde Menschenverstand nicht nur unzulänglich, sondern überflüssig, hemmend und hindernd sei, um so lebendiger sehen wir den Schüler vor uns, der sich, weil doch geslozen werden soll, die Beine amputiren läßt, und weil man sich des rohen Essens entwöhnen wird, die Zähne ausziehen läßt, um so deutlicher den Meister, der recht wohl weiß, daß, auch wenn die Flügel schon erfunden wären, der Mensch die Beine unter andern auch zum Sitzen braucht, und daß, wenn selbst alle Nahrung in einem Löffel Lebenselixier bestünde, die Zähne beim Sprechen nicht gut zu entbehren sind. Das Verhältnis zwischen Meistern und Sängern auf ästhetischem Gebiet ist ungefähr dasselbe wie in unsrer Fabel: die erstern lehren mit großem Nachdruck Dinge, von denen sie wissen, daß sie falsch, irreführend und bestenfalls die alten Einsichten sind, die, um des Scheins der Neuheit und eines geistigen Fortschritts willen, einfach umgetauft wurden, die Sönger aber verkündigen mit dem seit Jahrhunderten beliebten Geschrei, daß jetzt der Weisheit letzter Schluß gewonnen worden sei.

Wenn einzelne wirkliche und ernsthaft zu nehmende Ästhetiker nachgewiesen haben, daß das, was eine gewisse Durchschnittsbildung gewöhnlich den „guten Geschmack“ nennt, die schlechteste Bürgschaft für Erkenntnis und Beurteilung neuer Kunst, neuer poetischer Schöpfungen sei, so hätten sie getrost das Beiwort neu weglassen und sagen können: die schlechteste Bürgschaft für Kunstgenuß und Kunsteinsicht überhaupt. Daß die mühsame Einprägung der äußerlichen Eigenschaften anerkannter Kunstwerke und der nachfolgende Vergleich neuer Schöpfungen mit dem so gewonnenen Vorbilde, die Anlegung von Maßstäben, die eklektisch aus einer Reihe vorhandner Werke konstruirt werden, und der Gebrauch von rein negativen Regeln, kurz alles, was Goethe treffend und erschöpfend „Geschmackspflasterwesen“ nennt, kläglich unfruchtbar bleibt, ist wenigstens keine neue Wahrheit. Ebenso kann ohne weiteres zugegeben werden,

daß die Mangelhaftigkeit und das Schwankende des Wortgebrauchs in unsrer ästhetischen Sprache mit dem Begriff des guten Geschmacks bald dürre Schulmeisterei, bald eine ganz äußerliche Sauberkeitsforderung verbunden hat, die beide nichts fördern. Und endlich räumen wir ein, daß es eine Abart auch des wahren guten Geschmacks — das heißt der Fähigkeit, zwischen lebensvollen und hohlen, zwischen meisterhaften und stümperhaften Leistungen zu unterscheiden — giebt, die nur innerhalb eines bestimmten Kreises wirkt und sich gegenüber neuen Lebens- und neuen Kunstregungen unzulänglich zeigt. Wird jedoch, wie das die lärmende, nach allen Seiten hin zerstörende und auflösende, nirgends im Interesse der Kunst, sondern höchstens zu Nutz und Frommen einzelner Künstlerliquen und revolutionärer Talente arbeitende modische Kritik vielfach thut, aus diesen Vorderätzen die Folgerung gezogen, aller gute Geschmack überhaupt sei nutzlos, ja hemmend, so haben wir wieder die amputirten Beine des Mannes aus Laputa. Natürlich ist das bezeichnete Unterscheidungsvermögen, auf das im Grunde aller gute Geschmack hinausläuft, und dessen Mangel bei allem schlechten Geschmack bemerkbar wird, nur die Vorbedingung und der erste Anfang aller tiefern Kunstempfindung und Kunsteinsicht, aber gerade so unentbehrlich wie die Glieder, die man selbst dann noch brauchen wird, wenn das Fliegen Gemeingut geworden sein wird. Sind die stärksten und feinsten Eindrücke dichterischer und künstlerischer Schöpfungen an die Vertiefung in die Absichten und Ausführungen des Dichters oder Künstlers gebunden, so kann doch diese Vertiefung nicht schlechthin für jede Hervorbringung gefordert werden. Es muß eine Fähigkeit geben, die den kunstgenießenden Menschen darüber ins Klare setzt, ob es künstlerische Leistungen wert sind oder nicht, sich in sie zu vertiefen. Kein Zweifel, daß diese Fähigkeit bei zahllosen Menschen schlecht ausgebildet ist oder falsch und flüchtig angewandt wird. Dennoch ist sie vorhanden, muß vorhanden sein und wird ihrem Besitzer zwar niemals den innersten Kern und das feinste Geäder eines Kunstwerks erschließen, ihm aber ersparen, solchen Kern und lebenerfüllte Andern in hohlen Machwerken und leblosen Fragen zu suchen. Ob man diese Fähigkeit, die angeboren oder durch Bildung erworben oder aus der Wechselwirkung ursprünglichen Gefühls und künstlerischer Erfahrungen hervorgegangen sein kann, anders nennen will als Geschmack, wäre am Ende gleichgiltig. Doch sowie man ihre Wertlosigkeit zu erweisen versucht und aus der gelegentlichen, immer nur relativen Unsicherheit ihrer Urteile ihre volle Entbehrlichkeit folgert, haben wir nichts als eine Lebensäußerung der geistigen Anarchie vor uns, die unbewußt und bewußt (meist aber bewußt zu leicht durchschaubaren Zwecken) jede Unterscheidung als die zwischen alt und neu niederzuwerfen strebt.

Den Hauptbeweis für das angebliche Unheil, was alle Geschmacksbildung anrichtet, führen die Heißsporne der Geschmacksverwilderung mit der soeben zugestandnen Thatsache, daß es ein Zerrbild wirklichen Geschmacks, eine urteils-

lose Gewöhnung an gewisse künstlerische Stileigenschaften giebt, mit der man freilich keinen Hund vom Dfen locken kann. Sie machen geltend, daß die fortschreitende Entwicklung der Kunst, die mit der fortschreitenden Entwicklung des Lebens in innigster Wechselwirkung stehe, jeder Verkümmernng oder Einschränkung durch die Enge eines ausgeprägten Geschmacks widerstrebe. Sie leugnen, daß es einen der Natur selbst unmittelbar entstammenden Wertmesser poetischer und künstlerischer Schöpfungen gebe, der unter allen Wandlungen der Kultur, der Bildung und der Mode in Kraft bleibe, und leiten aus der beständigen Veränderung der Sitten, der Zustände und der geistigen Richtungen eine beständige, lediglich an das Fortschreiten der Zeit gebundene Vervollkommnung aller menschlichen, also auch der künstlerischen Leistungen ab. Geschmack schließt nach ihrer Annahme eine Gewöhnung an gewisse Überlieferungen in sich, hindert also das, worauf es ihnen vor allem ankommt: das Neueste auch jederzeit für das Beste zu erkennen. Alle vermeinten Unterschiede zwischen gehaltvoll und hohl, zwischen tief und flach lassen sich nach ihrer Meinung auf den Unterschied zwischen veraltet und aktuell zurückführen, an Stelle des Geschmacks hat der Instinkt für das unmittelbar Wirksame zu treten, das, wie es auch geartet sei, jedenfalls in irgend einer Richtung das Vergangne übertreffen müsse. Eine andre Gruppe zeitgemäßer Ästhetiker will zwar einräumen, daß es Unterschiede auch andrer Art als die zwischen alt und neu gebe, und daß solche Unterschiede empfunden und gesehen werden könnten, behauptet jedoch, daß dazu ein geistiges, weit über die Geschmacksbildung hinausragendes Vermögen gehöre, ein Vermögen, das mit dem Gefühl für das tiefere innere Bedürfnis jeder einzelnen Periode zusammenfalle.

Wenden wir dieses in kritischen Artikeln und Zeitungsfeuilletons bis zum Ekel breitgetretne Gerede auf einen bestimmten in der Vergangenheit liegenden Fall an, so stellt sich die Sache folgendermaßen dar. Die Befenner der Überzeugung, daß das Neueste jederzeit das Beste sei, hätten im Jahre 1798, ein Vierteljahrhundert nach Goethes „Werther,“ das Meisterwerk der siebziger Jahre, für eine vollkommen veraltete und abgestandne Schöpfung erklären und aus der Gewißheit, daß Vulpius „Rinaldo Rinaldini“ „gedruckt in diesem Jahr“ war, den romantischen Räuberroman für einen unendlichen Fortschritt über die sentimentale Geschichte betrachten, somit den jüngern der beiden Schwäger Goethe und Vulpius als den vortrefflichern Schriftsteller rühmen müssen. Sie wären, da in demselben Jahre auch „Franz Sternbalds Wanderungen“ von Ludwig Tieck erschienen, genötigt gewesen, zuzugestehen, daß das letztgenannte Buch sich zwar wesentlich vom „Rinaldo Rinaldini“ unterscheide, aber kein höheres Recht habe, sondern eben nur von einer andern Strömung der Zeit und des Tages getragen werde. Die Anhänger der Lehre, daß zwar Unterschiede vorhanden seien, aber immer nur das Gegenwärtige mit dem Gegenwärtigen verglichen werden dürfe, würden zugestanden haben, daß der „Stern-

halb" das poetisch höherstehende und wertvollere Buch, Vulpinus vielberufener Räuberroman eine zu äußerliche Befriedigung des tiefen Zeitbedürfnisses nach der Romantik sei, aber es hätte ihnen festgestanden, daß der „Sternbald“ so hoch über dem Werther stehe, als die Entwicklung von 1798 über der von 1774. Ein paar „Geschmackspaffen,“ die zur Zeit des Erscheinens von „Werthers Leiden“ den Goethischen Roman mit bösem oder schielendem Auge betrachtet hätten, würden ihn um 1798 als das mustergiltige Werk gegenüber den ohnmächtigen Bestrebungen der Gegenwart angepriesen und den „Sternbald“ samt dem „Rinaldini“ verworfen haben. Die Menschen von wirklich gutem Geschmack, das heißt von frischer Empfänglichkeit, durchgebildetem Urteil und der Fähigkeit, Natur und Leben in den Werken der Kunst zu erkennen, das Ursprüngliche und Starke vom Nachgeahmten und Schwächlichen zu unterscheiden, die Kraft und den Wert der hinter den Werken stehenden Persönlichkeit abzuschätzen, würden ruhig geurteilt haben, daß „Werther“ ein vollendetes Kunstwerk sei, in dem die dauernden Elemente die vergänglichen schwärmerischer Sentimentalität weit überwögen, daß „Franz Sternbald,“ obschon aus poetischem Geiste geboren und nicht ohne eine Fülle warm empfundner Einzelheiten und gewinnender Schilderungen, doch zu wenig von dem ewigen Gepräge echter Natur und zu viel von dem wechselnden geistiger Mode und flüchtiger Zeitstimmung trage, um mit der ältern Schöpfung als gleichwertig gelten zu können, daß „Rinaldo Rinaldini“ dagegen ein naturloses wie poesieloses Nachwerk sei, von dürftiger Einbildungskraft für dürftige Einbildungskraft hervorgebracht. Sie würden gewußt haben, daß sie über den poetischen Gehalt, die Einwirkungen des Lebens und gewisser geistiger Richtungen, über hundert Fragen der Kunst und des Stils noch hundert Aufschlüsse und Belehrungen aller Art empfangen könnten, aber daß kein Aufschluß und keine Belehrung den bezeichneten Gesamteindruck der genannten dichterischen Werke aufzuheben vermöge. Und sie hätten zu der Forderung, die sichern Wertmesser ihres guten Geschmacks, ihres Gefühls für Leben und poetische Wahrheit mit Wertmessern zu vertauschen, die den Jahreszahlen entlehnt sind, einfach gelacht.

Warum lachen die Menschen von gutem Geschmack heute nicht ebenso, wenn man ihnen mit keinem bessern Grund als mit den Jahreszahlen 1896, 1897, 1898 beweisen will, daß Fragen von heute mehr bedeuteten als Gesichter, hölzerne Latten mehr als Gestalten, Kohlstrünke mehr als Bäume, daß das Niedrige und das Widrige, wenn es von gestern ist, das Erhabne und Anmutige von vor zehn Jahren selbstverständlich überragen müsse, warum lassen sie sich von dem geistigen Schwunge imponiren, der zwar noch immer nicht zu fliegen vermag, aber es eines Tages vermögen wird und vor der Hand wenigstens die überflüssigen Beine los ist? Warum mühen sie sich ab, den willkürlichen Umtausch ihres eigensten Besitzes zu folgen, warum setzen sie der Anarchie des Augenblicks nicht das feste Bewußtsein entgegen, daß, wie

hoch die Kunstanschauung der Gegenwart immer ihre Begriffe sublimiren möge, es ohne den Unterschied zwischen meisterhaft und stümperhaft, lebensvoll und leblos, geistvoll und albern nie abgehen wird und es darum immer geraten bleiben wird, für den Hausgebrauch etwas vom guten Geschmack zu behalten, der diese trotz ihrer Vorläufigkeit doch nicht unwichtigen Unterschiede erkennen lehrt?

In derselben Verdamnis wie der gute Geschmack befindet sich bei einer Gruppe der jüngsten Ästhetiker der gesunde Menschenverstand. In den erhabnen Weltanschauungen des Tages ist er eines der verächtlichsten Elemente geistigen Lebens, und jede Berufung auf ihn in Kunstdingen ein untrügliches Kennzeichen hoffnungsloser Trivialität. Seit es sogar Mode geworden ist, die geile Üppigkeit und rohe Grausamkeit der gelehrten Poeten der zweiten schlesischen Schule als Blüte der Phantasielust zu preisen, erscheint selbst das Verdienst, das sich die verständige, klare Nüchternheit von Chr. Weise bis Gellert, ja bis Lessing um die Anfänge unsrer neuen poetischen Litteratur erworben hat, in Frage gestellt. Niemand wird die Tage zurückwünschen, wo man Spiele des Verstandes und Witzes für Poesie hielt, aber für das Lob, keinen Funken gesunden Menschenverstandes zu besitzen, würden Goethe und Schiller, auch noch Fr. Hebbel und Gottfr. Keller doch bestens gedankt haben. Der gewaltigste Berg, der die Züge der Wolken überragt, ruht mit seinem Fuß auf dem platten, gemeinen Erdboden, und die schöpferische Kraft, die uns die tiefsten Geheimnisse der Menschennatur offenbart, die erkennt, was die Welt im Innersten zusammenhält, muß irgendwo an das anknüpfen, was alle zu begreifen und auch die Augen zu erkennen vermögen, die nur das Nächste sehen. Jede Einbildung und jeder falsche Anspruch des gesunden Menschenverstandes kann zurückgewiesen werden, außer der einen, daß er überall dabei sein müsse, und dem andern, daß er keinen Stellvertreter habe. Die Kunst bedarf höherer geistiger Kräfte als des schlichten Verstandes, aber sie kann diese niedern nicht entbehren. Wenn nun eine gewisse Strömung der neuern Kritik ganzen Reihen von Romanen, von Dramen, von Erzählungen gegenüber nicht nur auf jedes Recht des Verstandes verzichtet, sondern in dem Mangel gesunden Menschenverstandes einen besondern Vorzug erblickt, so muß man es noch für ein Glück halten, daß dies offen herausgesagt wird. Dann pflegt wenigstens ein Teil der Leser zu stutzen und sich sogar die Frage vorzulegen, inwiefern Oberleder ohne Sohlen gute Schuhe abgeben könne? Schlimmer stehts, wenn die eigentliche Meinung hinter dunkeln Redensarten versteckt, mit anscheinend vornehmen Kunstworten gestempelt wird, sodas der Laienverstand nur halb erraten kann, wovon eigentlich die Rede ist. Die Frage, um die es sich hier handelt, wird von der modischen Ästhetik und Kritik meist falsch gestellt. Sie kann, wenige nüchterne Rechthaber ausgenommen, jederzeit nur dahin lauten: ob ein dichterisches Werk, seiner höhern Vorzüge unbeschadet, dem gesunden

Menschenverstand nicht ins Gesicht schlage oder seiner spotte? Sie wird jedoch den Fragenden im Munde verdreht und zu der Frage umgewandelt, ob ein Kunstwerk dem sogenannten gesunden Menschenverstande, den Gewöhnungen der Platten und geistig Armen genug thue? Sie wird mit der Beschuldigung verknüpft, daß der gesunde Menschenverstand der Todfeind aller tiefern Weisheit, aller Welckerkenntnis, aller schaffenden Einbildungs- und Stimmungskraft, alles geistigen Schwunges sei, während er einfach deren Grundlage ist, wie die Erdoberfläche der Untergrund der Berge. In wunderlicher Verkennung des *Credo quia absurdum est* gefällt sich ein Teil der neuern Kunstlehrer darin, überall da Größe, Tiefe, „Eigenart,“ schöpferisches Vermögen zu sehen, wo einfach Widerfynn, Dunkelheit und gekünstelte Unnatur walten. Man gesteht zu, daß gewisse Leistungen freilich dem platten Verstand nicht einleuchten können, aber in eben dem Maße für bewundernswürdig gelten müßten, als sie dieses inferioren Verstandes bar seien. Und es sind nicht etwa nur die Verfasser philosophischer Untersuchungen, die Erforscher der letzten Gründe und Abgründe des poetischen und künstlerischen Schaffens, die diese Sprache führen. Nein, die kläglichsten Gesellen, die unfähig sind, überhaupt eine Individualität von der andern zu unterscheiden, die nie über die Natur einer künstlerischen Aufgabe nachgedacht haben, lassen sich in hunderten von Zeitungen mit der Geringschätzung des gesunden Menschenverstandes vernehmen, von dem ihnen selbst freilich ein so geringes Maß verliehen worden ist, daß es nicht der Mühe lohnt, Wert auf den Besitz zu legen. Das Publikum läßt sich auch hier von einigen mit Sicherheit vorgebrachten und täglich wiederholten Redensarten imponiren. Zu Hilfe kommt dem kritischen und ästhetischen Wirrwarr die verbreitetste Feigheit, die unzähligen Irrlehren und Sektenbildungen förderlich geworden ist, die Verleugnung der eignen Überzeugung, sobald diese Überzeugung von irgend einer Seite her beschimpft oder verdächtigt wird. Im Grunde sind unter tausend Menschen keine zehn, die wirklich glauben, daß der gesunde Menschenverstand ein Hemmnis für die Aufnahme und das Verständnis poetischer Werke und beim Schaffen solcher völlig entbehrlich sei. Doch unter den neunhundertundneunzig, die vom Gegenteile überzeugt sind, finden sich freilich keine fünfzig, die sich von einem mit paziger Miene vorgebrachten geringschätzigen Wort nicht einschüchtern ließen.

Darüber, daß der gesunde Menschenverstand allein kein Kunstwerk hervorbringen kann und in einsamer Dürftigkeit auch keines Kunstwerks bedarf, ist ja längst kein Streit mehr. Aber daraus zu folgern, daß er auf ein verschwindendes Teil reduziert oder aus dem Gebiete der Kunst hinausgeöbnet werden müsse, ist eine der zahllosen „modernen“ Willkürlichkeiten, die mit der Selbstverstümmelung des jungen Philosophen von Laputa auf einer Linie stehen. Auch in diesen Dingen giebt es ein Maß, unter das nicht hinabgegangen werden kann. Wie sagt Prinz Heinz, als er Falstaffs Rechnung

aus der Schenke zum Wilden Schweinskopf durchsieht? „O ungeheuer! Nur für einen halben Pfennig Brot zu dieser unbilligen Menge Sekt.“ Ein gleich schreiendes Mißverhältnis herrscht zwischen den Fluten von Stimmung und subjektiver Weltverachtung und den Brosamen von Lebenswahrheit und gesundem Menschenverstand, die wir in endlosen Folgen neuester Romane und Schauspiele gegeneinander zu halten haben. Die Kritik, die sich den Vergleich schenkt, möchte das immerhin thun, sie sollte sich aber die Verschämniß des Notwendigsten nicht als besondere Auszeichnung anrechnen. Daß einer mit viel gesundem Menschenverstand ein armselig geistloser Gesell sein kann, erleben wir alle Tage, daß aber der Mangel an gesundem Menschenverstand geistvolle Anschauung und schärferes Urtheil verbürge, soll erst noch bewiesen werden.

Vor allem der Tageskritik, die sich ohne tiefern Anteil an irgend welchen Kunsterscheinungen, ohne feineres Verständniß der individuellen Besonderheiten poetischer und künstlerischer Naturen die Lobsprüche gewisser Noterien und die Betrachtungsweisen litterarischer Sonderlinge zu eigen macht, muß die Mahnung gelten, dem gesunden Menschenverstand sein unverlierbares Recht zu wahren. Für sie vor allem erklingt noch heute das Distichon der Goethe-Schillerschen „Kenien“:

Aber widergers kenn ich auch nichts, als wenn sich durch Bande  
 Zarter geistiger Lieb Grobes mit Grobem vermählt.  
 Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen  
 In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt!

Wenn man statt der „Moral“ die Philosophie und die Ästhetik der Dämonen, statt der Menschlichkeit den gesunden Menschenverstand setzt, so trifft der Pfeil ins Schwarze. Es ist Zeit, höchste Zeit, daß in der Kunst- und Litteraturkritik der Tagesblätter wieder etwas vom guten Geschmack und etwas vom gesunden Menschenverstand zu Tage tritt. Die Maßstäbe beider sind unzulänglich, gewiß! Aber das ebenso zuversichtliche als stümperhafte Hantiren mit falsch verstandnen Phrasen, mit Aussprüchen und Offenbarungen tieferer Geister, die nur von tiefern Geistern begriffen und in Zusammenhang gebracht werden können, ist nachgerade unerträglich geworden, und das hausbackenste Urtheil, das wirklich auf einem Eindruck und einer Vergleichung mit der Natur beruht, ist hochklingenden Redensarten vorzuziehen. Bis die Herren wirklich fliegen können, mögen sie doch allerseits ihre Beine, die geraden wie die krummen, und bis sie thatsächlich nicht mehr zu lauen brauchen, in Gottes Namen auch ihre Zähne behalten.

